

Weihnachtszeitung

des

Verbandes der Hausangestellten Deutschlands

Wenn es einen Glauben gibt,
der Berge versetzen kann,
so ist es der Glaube an die eigene Kraft.

Weihnachten 1913

Ein Tropfen bist du vereinzelt allein,
Ein gewaltiges Meer nur im starken Verein!

Verlag: Luise Kähler, Berlin SO. 16, Engelufer 21

Redaktion: Wilhelmine Kähler, Berlin-Steglitz, Hardenbergstraße 4, III

Dienstboten - Weihnachten

Die Glocken hallen. Flocken gleiten sacht
und legen weiß auf Zäune sich und Aeste.
Der kurze Tag wich früh der frost'gen Nacht.
Nun rüstet man sich rings zum Weihnachtsfeste:
ein Lannenduft durchatmet froh das Haus,
er läßt vergessen allen Werktagsjammer;
und stilles Hoffen flattert ein und aus
gar schüchtern heut selbst in der Mäddekammer!

Da steht ein schmales, blondes, junges Ding
im Konfirmandenkleid; die Wangen färben
Hoffnungen ihm; die Finger nesteln stint
noch hier und dort; ein blinder Spiegelscherben
gibt Auskunft, ob auch jauber und adrett
die Bluse sitzt und Haar und Halsgekrause . . .
Die „gnäd'ge Frau“ verlangt, daß man sich „nett“
und „niedlich“ trägt in ihrem noblen Hause!

Ein Glockenzeichen schrillt. Nun ist's so weit!
Das Licht gelöscht! Hinunter dann in Eile!
Wie pocht ihr Herz in Angst und Seligkeit!
Scheu harret sie vor der Tür noch eine Weile,
dann klopft sie an . . . „Herein!“ — Das Kerzenlicht
umnebelt sie. Sie wagt nicht aufzublicken,
sie hört kaum, was die „Gnäd'ge“ zu ihr spricht, —
sie hört nur ihres Herzens wildes Tiden . . .

Sie fühlt nur dunkel Menschen um sich stehn,
die musternd prüfen sie als Augenweide, —
und glaubt vor Scham und Bängnis zu vergehn
in ihrem schmudlos-schlichten, dunklen Kleide!

Sie weiß nicht, wie sie frisch und unberührt
wirkt, — wie der Sohn des Hauses fest und küstern
auf ihre junge Mädchenschönheit stiert! . . .
Die Tanne duftet und die Kerzen knistern . . .

Dann reicht die „Gnäd'ge“ ihr ein Päcklein dar;
aus all dem Ueberfluß ist's leicht zu suchen!
„Das ist für Sie! Ein woll'nes Handschuhpaar,
und hier noch Äpfel, Nüsse, Honigkuchen!“
Sie nimmt's und dankt und geht. — Kalt weht sie's an,
indes die Tür sich schließt ihr hinterm Rücken.
Jäh von ihr fällt der süße Weihnachtsbann:
von Tränen schwimmt's ihr zitternd vor den Blicken . . .

Ist das für all die harte Alltagsfron
am Weihnachtsfest, am Fest der Nächstenliebe,
trotz Eifer und Bescheidenheit der Lohn? . . .
Der Kerzenglanz erlosch . . . Und matt und trübe
blinkt nur das Lämpchen durch ihr Kämmerlein,
wo die Erkenntnis falsche Hoffnung klärte
und hart dem jungen Herzen prägte ein,
daß Lohn und Arbeit ganz verschiedene Werte! . . .

Die Tränen sind verjagt. Das schwarze Kleid
ist abgetan, hängt schon am Kleiderriegel.
Vom Lämpchen, das nur mattes Leuchten streut,
juckt trüb und gelb ein Widerschein im Spiegel . . .
Im Christbaumzimmer der Familienkreis
ist froh gelaunt: hell hört man Lachen schallen . . .
und draußen fallen Flocken groß und weiß,
und Glocken singen: Allen Wohlgefallen! . . .

L. L.

Alte Botschaft — neue Botschaft.

○ Orgelton und Glockenklang und beredter Priester Mund
verkünden heute wie alljährlich die alte Botschaft von der Geburt
Jesu, der in die Welt kam, um die Menschheit zu erlösen. — Schon
viele Jahrhunderte wurde diese verheißende Botschaft verkündet,
aber die Erlösung ist nicht gekommen. Die alte Knechtschaft besteht
fort, und die Menschheit ist unterjocht. Ungezählte Menschen sagen
skeptisch mit Goethe:

„Die Botschaft hör' ich wohl,
Allein, mir fehlt der Glaube.“

Die heutige christliche Religion ist eine ganz andere geworden,
als die ursprüngliche Religion Jesu und der ersten Christen war.
Das Urchristentum war nicht der Glaube an eine Erlösung, die
erst im Jenseits erfolgt; es war eine soziale Bewegung, die eine
Erlösung aus irdischer Not, ein Reich der Freiheit und Gleich-
heit schon hier auf Erden herbeiführen wollte. Sie war die Gegen-
wirkung auf die unerträglichen Zustände des verfallenden Römer-
reiches, auf die Not und das Elend, worin die breiten Schichten
des Volkes damals schmachteten, deshalb ist das Urchristentum eine
wirkliche Religion der Armen gewesen. Sie war den Bedürf-
nissen derer angepaßt, die aus irdischem Jammer und Not nach
Erlösung riefen. Diesen war es eine Heilsbotschaft, unter diesen
ist es entstanden und hat es seine Verbreitung gefunden. Und die
erstrebte Gleichheit hat es praktisch zur Ausführung gebracht, indem

es unter seinen Anhängern die Gemeinsamkeit des Eigentums
einführte.

Ueber die urchristliche Gleichheit lehrt die Apostelgeschichte
(4, 32—25): „Keiner sagte von seinen Gütern, daß sie sein wären,
sondern es war ihnen alles gemein. Es war auch
keiner unter ihnen, der Mangel hatte; denn wie viele ihrer waren,
die Acker oder Häuser hatten, sie verkauften dieselben und brachten
das Geld und legten es zu der Apostel Füßen; und man gab
einem jeglichen, was ihm not war.“ —

Was haben die heutigen Kirchen von dieser
urchristlichen Gleichheit noch aufzuweisen?! —
Aus Presbytern, d. h. den gewählten Ältesten, den unbesoldeten
Vorstehern der kommunistischen Gemeinden entwickelten sich die
Berufspriester, später die Bischöfe. Ihre Macht wurde immer
größer, ihre Kirche die größte wirtschaftliche Herrschafts-
institution. Jahrhundertlang hatte sie den ungeheuerlichsten
Länder- und Geldbesitz und die materielle und geistige Beherrschung
der Welt in ihren Händen. Das Ende ihrer Vorherrschaft ist von
den greuelvollsten und blutigsten Laten erfüllt, — der ewange-
lischen so gut wie der katholischen Seite. In Strömen von Blut
hat das heraufkommende Zeitalter des Kapitals die Vorherrschaft
der Kirche abgeschüttelt. —

Doch von da ab sind die Kirchen die Stütze und der Schutz der
kapitalistischen Klassenherrschaft geworden. Die Religion,
die einstmal eine Bewegung zum Kampf gegen die Reichen, zur

Erlösung von Elend und Armut war, ist in ihr Gegenteil verkehrt. Die Kirchen bekämpfen mit am heftigsten die Bewegung, die heute allein noch die sittlichen Forderungen des Urchristentums, Menschenliebe und Brüderlichkeit vertritt. Niemals würden so viele Menschen, arm und stumm, unnütziges Leid und Elend geduldig tragen, wenn nicht die Kirchen mit ihrer Hoffnung auf das Jenseits und der Drohung mit den Höllestrafen ihnen die Geduld zum Entsagen auf alle Erden Schönheiten aufnötigten. —

Der Arbeiter und die Arbeiterin, die zu der Erkenntnis durchgedrungen sind, daß all ihr Entsagenmüssen nur die Folgen der kapitalistischen Produktionsweise sind, die überwunden wird, die brauchen nicht Erlösung von einer höheren Macht in einer anderen Welt zu erleben; — die sehen, wie sie sich selbst erlösen können, durch den Klassenkampf.

In diesem Klassenkampf treten an die Stelle der alten nur-religiösen Ideale menschlich höhere Ideale: die Begeisterung, Solidarität, Aufopferung, das Klassenbewußtsein. Diese Tugenden sind das Mittel, um eine Gesellschaftsordnung zu erkämpfen, wo all die grauen Klassengegensätze und Klassenkämpfe verschwinden, weil die Völker sich als eine große Arbeitsgemeinschaft fühlen, wo der gemeinsame Erfolg den Nutzen jedes einzelnen bedeutet und wo damit die wichtigste Grundlage zur Entfaltung wahrer Menschlichkeit geschaffen ist.

Das heutige Christentum kann die Erlösung nicht bringen, weil es alle trennenden Scheidewände, weil es den Kapitalismus und alle seine Einrichtungen segnet. Aber der Sieg der Arbeiterbewegung wird Friede auf Erden bringen, weil unter ihm für die Habsucht und Ausbeutung, jener Triebfeder der heutigen Gesellschaft, die Mühselige und Beladene in harter Fron um des Lebens Notdurft ringen läßt, kein Raum mehr ist.

Im Sinne dieser neuen Befreiungsbotschaft, der Botschaft vom breit dahindraufenden Strome unserer großen Kulturbewegung, im Sinne unseres Kampfes um die Selbstbefreiung, mögen auch unsere Hausangestellten mit vollem Herzen Weihnachten als ein Fest einer freieren Zukunft feiern.

Ein Märchen.

Es war einmal ein liebes kleines Mägdelein, dem waren beide Eltern gestorben. Sein Vormund nahm es bei der Hand und führte es in das Haus einer reichen schönen Frau, die ein „Mädchen für alles“ suchte. Die Frau versprach, das Mägdelein zu halten wie ihr eigenes Kind und es zu lehren und zu unterweisen in allen Künsten der Hauswirtschaft. Dann ging der Vormund wieder heim in das Dörfchen, da Vater und Mutter auf dem Friedhof dicht nebeneinander ruhten und wo das kleine Häuschen stand, darin die beiden mit ihrem Annele glücklich waren.

Die Frau war wohl reich und schön, innen aber hatte sie ein böses, schwarzes Herz und sann fortwährend darauf, wie sie wohl das kleine Annele so recht peinigen und wie sie ihm recht viel Arbeit ausladen könne.

Das hatte sie bei all den anderen kleinen Mädchen auch schon getan.

Denn sie nahm immer nur ganz junge Mädchen „vom Lande“.

Annele aber hatte ein köstliches Gut mitgebracht — ein tapferes Herz und ein fröhliches Gemüt. Im Dorfe hieß man es nur das Sonnenscheinchen.

Wenn das Annele aufstand und in der kalten, fahlen Dachkammer seine lieben Neuglein wusch, sein blondes Haar strahlte, schnell seinen Arbeitskittel überwarf, dann dachte es wohl mit Sehnsucht an die Heimat und an Vater und Mutter, aber es kam ganz von selbst ein fröhlich Lied auf seine Lippen. Und wenn es die Asche angeblasen, darauf die Morgensuppe für die schöne Frau kochen mußte, wenn es die Zimmer fehrte, darin sie wohnte, oder wenn sie am Brunnen die wunderfeine Wäsche ihrer Dienstherrin wusch, immer war ein Singen und Klängen in ihm, und dabei flog die Arbeit, als ob alles mitjubelte.

Dazu aber machte die schöne Frau böse Augen und ihr Mund sagte harte Worte, denn sie konnte singende und fröhliche Menschen nicht leiden.

Dann war es dem Annele, als ob ein dichter Staub sich auf seine Stimme legte, der sie nach und nach ersticke, und seine hellen Neuglein würden aussehen, als hätte man einen Flor darüber gelegt. Anfangs räumte sein tapferes Herz noch alles fort, aber als es immer von neuem mit so viel Häßlichem, das wie ein breiter, schmutziger Strom aus dem Herzen der schönen Frau quoll, zu kämpfen hatte, da wurde es matt und kraftlos, ganz bleich und traurig und sein lustig Singen verstummte.

Nun kam Weihnachten. Zu Hause hatte man immer ein kleines Bäumchen geschmückt, und wenn auch Anneles Eltern arm waren und kein Geld hatten, ihrem Kinde viel zu schenken, so hatten sie ihm doch die kleine Gabe mit so viel Liebe auf den Weihnachtstisch gelegt, daß kein reiches Stadtkind größeren Jubel anstimmen konnte.

Annele dachte: „Ach, wenn die gnädige Frau auch jeden Tag böse ist und ich ihr nichts recht machen kann, heute, da wird sie schon gut sein, es ist ja Weihnachtsabend!“

Am Abend, als es dunkel ward, kamen viele gepudzte Leute in das Haus. Annele öffnete ihnen allen die Tür und sein altes sonniges Lächeln lag auf seinen Zügen — es war ja Weihnachten.

Drunten mit der großen, schönen Tanne hatte es Zwiesprache gehalten und die hatte ihm so schöne Geschichten aus der Heimat erzählt, daß das tapfere Herz wieder aufgewacht war und sich wieder freuen konnte.

Als nun drinnen der Baum im Glanze der vielen Herzen strahlte und um ihn herum eitel Freude herrschte, als Annele so geheimnisvoll ums Herz war, als ob auch sein Weihnachtsfest heute sei und als müsse heute irgend jemand da sein, der es erreute und ihm etwas Liebes tue, da stand auf einmal die schöne strenge Frau vor ihm in der Küche. Ihre Augen blickten so kalt, als sie Annele ein Paket auf den Küchentisch legte und mit harter Stimme sagte, das sei ihr Weihnachtsgeschenk. Annele machte es auf und fand darin Stoff zu einem Arbeitskleeide und eine große Schürze. Es freute sich, obgleich es nicht ein kleines Künzchen Liebe darin entdeckte und obgleich die Frau ihm sagte, daß es eigentlich nichts verdient habe, da es hätte fleißiger sein können.

Das tapfere Herz gab dem Annele einen Ruf und es wagte zu fragen: „Gnädige Frau, darf ich morgen wohl ein paar Stunden fort? Ich möchte so gern einmal die Heimat wiedersehen.“

„Morgen? Was fällt Dir ein, wo ich das ganze Haus voll Gäste habe und wo soviel zu tun ist! Nein, morgen mußt Du zu Hause bleiben!“ Damit ging sie wieder in den Salon, wo die vielen Menschen nicht ahnten, wie weh dem armen Annele das Herz tat. So viele Wochen schon war es hier und nie war es anders aus dem Hause gekommen, als wenn es für die Herrin hatte einkaufen müssen.

Da hörte das Annele ein leises Klopfen draußen am Küchenfenster. Ganz erwartungsvoll öffnete es und da streckte sich ihm eine Hand entgegen; die hielt ein Zeitungsblatt, und eine leise Stimme, die so fröhlich klang wie Anneles Stimme früher auch, sagte: „Eine Weihnachtsnummer für die Hausangestellten. — Fröhliche Feiertage!“

Geräuschlos schloß Annele das Fenster und ihm war, als ob jetzt erst ganz geheimnisvoll das Christkind gekommen sei — zu ihm ganz allein.

Es las und las und seine Augen wurden immer leuchtender und auf seine Lippen trat das alte liebe Lächeln.

Vieles, was da stand, das war ja für das Annele, das konnte man nur extra für das Annele geschrieben haben — so ging es ihm ja gerade, so freudlos und so voll Arbeit gingen seine Tage dahin, und so verachtet war es, trotzdem es der Arbeit im Hause so viel gab, so karges Mahl, so wenig Freude und so viel Schelte.

Weihnachtsnummer.

Sie las: Verband der Hausangestellten — und: Kollegin, kommen Sie zu uns, wir sind schon eine stattliche Schar, aber es müssen noch Tausende und aber Tausende zu uns kommen, um unsere Erlösung aus der Rechtlosigkeit durchzuführen, um aus dem unterdrückten Dienstmädchen ein freies Menschenkind zu werden.

Annele las noch viel mehr und sein tapferes Herz sagte: das ist für dich, zu diesen Mädchen gehst du bei der ersten Gelegenheit. Einsam wirst du dann nicht mehr sein und ungerecht behandeln läßt du dich auch nicht mehr.

Solche Gedanken hatte das Annele noch nie bei all den Fragen, welche bei der harten Behandlung im Hause der schönen Frau ihr auftauchten, zu denken gewagt. Wenn es aber schon so viele kleine Dienstmädchen waren, die sich ein anderes Leben erzwungen hatten durch die Organisation, wie hier stand, dann mußte es ihm, dem Annele, doch sicher auch gelingen.

Darauf kam eine solche Fröhlichkeit über das Annele, daß aller Staub von der Stimme wie weggeblasen war und es so froh, wie seit langer Zeit nicht mehr, ein Liedchen anstimmte.

Das hörten sie drinnen und sagten der schönen Frau, daß sie doch viel zu gut zu ihrem Mädchen sei und ihm sicher eine große Weihnachtsfreude bereitet habe. Die schöne Frau aber lächelte holdselig und sagte: „Ich habe immer ein Herz für meine Dienstmädchen, aber Weihnachten nehme ich mich ihrer besonders an!“

Annele aber ging wirklich bei der ersten Gelegenheit zu ihren Arbeitschwestern und fand dort alles so, wie es in der Zeitung geschildert war, und es wurde immer froher und freier.

Liebe Leserin! Bist Du so ein Annele, dann Sorge, daß Du wie das Annele dieses Märchens handelst!

h. h.

In sternenheller Weihnachtsnacht.

Im fahlen Winterwalde. Schneegraues Dämmern. Stumm ragen in der einsamen Stille die Stämme. In dunklen Linien, stark und fein, verneben sich über mir die vielen Äste. Der Tag berging. Ich schreite zu. Droben wandelt ruhig, groß ein einzelner heller Stern.

Aus der Stadt bin ich gekommen. Blendend reichstes Licht aus hundert und tausend großen buntlockenden Scheiben fiel über die Straßen, auf ein Geschlebe von Menschen. Die Gesichter überstreichte scheinhell der Lädenglanz. Männer und Frauen haben es eilig. Da und dort schlüpfen ein paar Kinder, die sich an der Hand halten und vor die Spielzeugfenster ziehen: ärmliche Kindlein, einfarbene Wollmützen tief über den Ohren, die Händchen meist bloß.

Ein kleines Mädchen trägt im Arm ein Bündelchen dünner, verästelter, weißgepinelter Zweigruten, die wie von glitzerndem Schnee bedeckt sind. Kleine Klöbchen, wie Starkästen, sind daran befestigt, und vor den Kästen hockt immer ein kleiner, schwarzer, fröhlicher Vogel, aus Papier geschnitten. Das Mädchen drängt sich zu den großen eiligen Leuten, hält die Zweigruten empor, will sie verkaufen, trippelt ein paar Schritte neben den Elenden hin, bewegt leise die Lippen, und so fragend und gespannt gucken bittend und bietend die Augen.

Durch dunkle Vorstadtstraßen bin ich gegangen, an Hauszäunen hin, wo einzelne Bäume stehen. Der Stadtmensch sieht jeden Baum. Das überfrostene Geäst starrt auf die Straße hinaus und streift mich fast. Immerfort kommen mir die kleinen weißen Zweigruten mit den Nistkästen in den Sinn. Kinder gehen vereinzelt auf den stillen Straßen. Immer fällt mir das Gesicht des kleinen verkauften Mädchens ein, die bittfragenden Kindesaugen.

Die Stadt liegt hinter mir. Längst nur ein fernes Rauschen noch. Durch den Schneewald schreite ich nun. Ein kleiner Vogel fliegt vor mir auf. Wieder sehe ich die kleinen Zweigruten und das kleine ärmliche Mädchen.

Der Vogel fliegt über mir auf einen Ast. Schnee fällt herab. Ich blicke empor. Droben wandelt der einzelne lichte Stern. So ruhig-lieb. In geduldig harrendem Fragen. Sind Sterne nicht wie Kindesaugen?

Am Waldrand, wo die niedrigen Tannen stehen, muß ich vorüber. Zwei Menichen bewegen sich dort gebückt, ein Mann und eine Frau. Wie ich mich nähere, richten sie sich auf. Sie rühren sich nicht mehr, sehen mich still an. Ich grüße. Guten Abend! Sie antworten schnell.

„Ein Bäumchen geschnitten?“

Der Mann bleibt stumm. Aber die Frau nickt und lispelt: „Die Kinderchen . . .“ Wie das klingt! Das Herz spricht. Die Dunkelheit verbirgt die feineren Züge des Frauengesichts, aber wie ihr das Wort wohl aus den Augen leuchten mag! Sein Klang leuchtete.

Die Kinderchen!

Ich bin aus dem Walde. Flach liegt das Land. Verischneite Aecker. Unter meinen Schritten knirscht der harte Weg. Dunkler breitet sich die Welt. Wo ist der eine Nachtkern? Dort! Aber nun ist der Himmel weithin schon sternbesät. Und immer neue zarte Lichter werden zitternd wach . . . Heilige Nacht.

An einem Friedhof führt mein Weg hin. Ich stehe und blicke über die Mauer. Niedere Hügel. Weißes Schweigen. Kleine dunkle Kreuzchen verstreut. Von einzelnen dünnen Bäumen hängen stumme kahle Zweigruten. Sinter den Stämmchen dort regt sich etwas, klein und dunkel. Ein matter Schein hellt einen Fleck Dunkelheit. Nun seh ich's besser. Ein Lichtchen, . . . noch eins, . . . ein drittes. Ein winziges Tannenbäumchen auf einem Grabe. Ein kleines Mädchen steht davor, ganz still. Als sähe es immer nur in die Lichtflämmchen, die sich heimlich in der Nachtluft bewegen.

Die Lichtlein verlöschen bald.

Das kleine Mädchen geht.

Ich warte still an der Pforte und gehe mit dem Kinde. Zum Vorstadtdorf hinüber.

Es ist sein Schwesterchen, dem es ein Bäumchen gebracht. Im Jahr zuvor hat es so lieb mit ihm unterm Christbaum gespielt. Saß immer darunter und guckte glücklich hinauf in das grüne Gezweig mit den bunten Sachen und silbernen Käden und Nüssen und den Papierketten, rot, blau und gelb. Und nach Wochen, als es eines Morgens sah, daß die Mutter die Bäume zerhackte, stand es in starrem Schrecken da und weinte bitterlich. Und war erst still, als die Mutter sagte: Ubers Jahr käme der Baum ganz und grün und mit vielen Lichtern wieder.

Das kleine Mädchen hat so eine Weise geplaudert. Nun geht es neben mir hin und weint.

Ich sehe die Tränen über die Backen tropfen. Sie glänzen, als spiegelte sich Sternenlicht darin.

Auf einmal meint das Kind: „Mutter sagt aber, Schwesterchen wäre auch da heute abend, man sähe es nur nicht. Es käme —, man müßte nur recht daran denken.“

Und das Kind sieht mich fragend an und meint: Das sei gewiß auch wahr. Ich sehe deutlich, wie in den Augen das Kindesherz verlangt: wahr solle es sein, und sanft lege ich meine Hand auf des Kindes Scheitel: „Glaub' deiner Mutter nur! Denk recht ans kleine Schwesterchen!“

Das Dorf ist nah. Jetzt zupft das Mädchen mich am Ärmel, steht still und deutet gerad aus. Da vorn am ersten Haus quillt frohgelber Schein durchs kleine enge Fenster: ein erster brennender Weihnachtsbaum.

Als ginge ein neuer Stern auf in der Nacht. Und er ist heller, ruhiger noch als droben der schöne wandelnde Stern. Wunderjam!

Die Kleine guckt mit offenem Munde aus groß aufgetanen Augen. Ein paar Schritte noch geht sie neben mir, immer den Blick gerad aus nach den Lichtern gerichtet. Nun kommt so ein leises Tänzeln in die Schritte, und auf einmal springt sie eilends fort, guckt kaum noch einmal zurück, läuft. Und ist fort.

Ich bin an dem lichterhellsten Fenster und lausche einen Augenblick. Eine schlichte, noch junge Frau steht dort, zündet die letzten Lichter an, und in ihren Augen bewegt sich verzagt ein träumender Gedanke. Unter dem Baume ist eine Krippe aufgestellt: Die Hütte mit der Mutter im blauen Gewand, das großaugene Weihnachtskind im Schoß, und über der Hütte ein gelber, großer Stern mit dicht niederfließendem Strahlenbüdel.

Nun noch einen Augenblick und die Tür wird sich aufthun. Ein kleines Mädchen wird hereinkommen, die Mutter wird es küssen, und den trauernden Gedanken wird eine jähe, zuckende Herzlichkeit verdrängen. Sie wird das ihr geliebte Kind an der Hand nehmen, das kleine Mädchen wird mit Herzklopfen in den Lichtglanz des Baumes hineinblinzeln, und dann wird sein Blick vielleicht im Zimmer umhergehen und denken: ob es nicht doch, wenn's nur recht aufpasse, das Schwesterchen sehen könne. Wird's aber nicht finden, und nun fällt wohl ein Schatten erster tieferer Traurigkeit des Lebens in sein Gemüt, und es wird dennoch nicht wissen, daß sich's am geschenktten Püppchen viel, viel mehr freuen könnte, wenn's nicht allein damit spielen müßte.

Es gibt Dichter, die das Märchen gesponnen haben: gestorbene Kinder werden zu Sternen. Das Märchen ist so tröstlich schön. Tiefster Schmerz hat es geboren. Wohl dem, der sich mit solchen Märchen trösten kann!

Ich raffe mich zusammen und schreite schnell fort, schnell durch den Ort. Die Sterne sind unübersehbar reich aufgewacht. Der ganze Himmel ist hell und der eine hohe Stern herrlich inmitten. Und wieder bin ich im Felde, zwischen überschneiten Aeckern.

Wie hoch und wie weit!

Meine Gedanken sind ganz von einem Gefühl erfüllt: lichte Sterne und frohe Kindesaugen. Sie blicken von überallher mich an. Als kennte die Welt kein anderes Glück. Als ginge so der Sinn der Friedensbotschaft der Weihnacht mir auf. Lebt im Kinde das Glück der Welt? Ich staune überrascht wie die Hirten auf dem Felde, die die Legende nennt. Das Kind ist die Botschaft des neuen Lebens. Es unterliegt nicht der Trauer, träumt immer nur von der großen Freude.

Im harten Winter, auf kalten Gassen der Städte, tritt es an dich heran, arm, darbed und reich dir einen winterlich fahlen Zweig. Aber zwischen den schneeglitzernd umfrostenen Nuten sitzt vor sicherem Nistkästchen ein kleiner Vogel: der ist froh und hat das Schnäbelchen wie zum Singen geöffnet. Kleine Vögel sind wie der Frühling und sind die Lieblinge der Kinderherzen. Wie die Sternlein. Kinderherzen sind bunte, zwitschernde Lieder und die schönsten Lieder träumen. Das harte Leben zerstreut und verweht die Träume, aber in den Kinderherzen leben sie, wachen sie immer wieder zu neuem Leben auf, alle Winterhärte überwährend.

Aus den Aeckern heraus, wo unterm Schnee das zarte Grün zukünftiger Ernte geduldig harret, führt der Weg mich zur Höhe. Nun kann ich niedersehen auf eine weite Saat kleiner irdischer Sterne. Dunkelgedrängt Häuser, Häuserreihen weithin. Unter mir und fern hinaus die Stadt. Und überall, wo ein Fenster hell ist, strahlt nun ein Lichtbaum, und wo ein Lichtbaum strahlt, wohnt in dieser Stunde wohl Kindesfreude.

Zum Himmel, der hell, hell voller Sterne steht, — zum Himmel ist den Kleinen, den werdenden heut auch die Erde worden . . .

Mein Herz zuckt. Eine Stimme aus dem Weltraum ruft: Mensch, der du einsam gehst, sündige nicht in der Weihnachtsnacht! Vergiß nicht: Geh' und such dir den Blick in Kindesaugen! Sie sind die frohen Erdensterne kommender Erlösung. Fr. Die der ich.

Hus meiner Dienstmädchenzeit.

Fragmente eines Briefes an meine Freundin.

Liebe, Du wunderst Dich, daß ich Dienstmädel war? Und ich meinte, ich hätte Dir schon wiederholt erzählt von der geringen Freud' und dem vielen Leid der vier Jahre, in denen ich „meine Süße unter fremder Leute Tisch steckte“.

Glaube mir, daß war die schlimmste Zeit meines Lebens! Viel, viel schlimmer als die Zeit meiner Kindheit, in der ich wahrlich freudenarm genug bei viel und anstrengender Arbeit, ach, wie oft, hungern und was fast noch schlimmer war, arg frieren mußte.

Ich war also wahrlich nicht verwöhnt in der „goldenen Zeit der Kindheit“, aber in meiner Dienstmädchenzeit bin ich oft genug fast verzweifelt am Leben.

Fürchterlich, was man alles ertragen mußte: Unfreundlichkeit, Beschimpfung, verächtliche Behandlung, Demütigungen, weil man „nur ein Diensthote“ war, Verdächtigungen aller Art, zur Abwechslung herablassende Liebenswürdigkeit. Ach, wie oft hat sich da mein Arbeiterstolz empört, wütend habe ich mit den Zähnen geknirscht und in wildem Zorn die Fäuste geballt, — aber — arm wie eine Kirchenmaus mußte ich stets wieder „kuscheln“.

O, hätte es damals einen Verband der Hausangestellten gegeben! Mit welcher Borne wäre ich Mitglied geworden, wie hätte ich für ihn wirken wollen. Das wäre so ein Betätigungsfeld für meinen Rebellentroz gewesen, da hätte das heiße Sehnen nach etwas Großem, Unbekanntem, das oft meine Seele durchflutete, Erfüllung gefunden. — Und klagte ich den Eltern mein Leid, dann kam die mir so unfähig verhaft gewordene Mahnung: „Halte aus! Es ist eine Schande für ein Dienstmädchen, wenn sie so oft ihre Stelle wechselt, schließlich will sie niemand mehr.“

Und weißt Du, wo ich dann Trost suchte in meinem Leid, wo ich mir wieder Mut holte, durchzuhalten in meinem stillen Martyrium? Bei den geliebten Büchern!

Wo immer ich einen freien Augenblick ergattern konnte, an meinem Ausgehtag, am Sonntag und — in der Nacht. Schillers Werke hatte ich selbst im Besitz, oft genug gelang es mir auch, heimlich eine Anleihe in der Bibliothek der Herrschaft zu machen. Dann lebte ich in ständiger Angst, sie möchten das Fehlen des Buches entdecken und mich im Verdacht haben, daß ich es entwenden wollte.

Aber niemals wurde es entdeckt, und immer wieder holte ich mir klopfenden Herzens ein anderes, wenn ich eins ausgelesen. Das Lesen wird zur Leidenschaft. Kein Wunder! War doch all das ungehörige Sehnen meines jungen Herzens nach Lebensfreude hier zusammengestoßen. Hier fand der Geist Anregung, die Phantasie Nahrung. Zusammengekauert, mit meinem geliebten Buch auf den Knien, lebte ich ein eigenes, ein Traumleben, das mich die harte, häßliche Wirklichkeit auf Stunden vergessen ließ.

Aber auch um diesen geringen Genuß kam ich, als ich Stellung nahm in einem Schirmgeschäft. 60 Taler Lohn und einen „guten Weihnachten“ hatte man mir versprochen. Kochen, Hausarbeit und Wäsche hatte ich dafür übernommen, und außerdem sollte ich am Nachmittag, nach Erledigung der Hausarbeit, in der Arbeitsstube mit bei den Schirmreparaturen und später beim Anfertigen der Schirme helfen. Ich hatte freudig zugehört, dabei konnte ich doch das „Schirmnähen“ lernen, so meinte ich.

Jetzt gab es keinen freien Augenblick mehr. Mittags wurde gehastet, daß ich recht bald „zum Arbeiten“ käme, und da saß ich dann wie angenagelt auf meinem Stuhl bis 8 Uhr abends, und dann ging's aufs neue an die Hausarbeit. In der Zeit vor Weihnachten war es noch viel ärger, da ging die Näherei bis 10 Uhr abends und wiederholt bis Mitternacht. Auch mußte ich während dieser Zeit, namentlich am Sonntag, im Laden mit bedienen. Todmüde suchte ich spät in der Nacht mein Lager auf, um sofort in einen bleiernen Schlaf zu verfallen.

Aber in dieser Zeit hörte ich auch sehr oft das verheißungsvolle Wort von dem „guten Weihnachten“, der mich für all die Arbeit entschädigen werde.

Und endlich kam Weihnachten. Die Tochter des Hauses hatte den Baum gepuzt und die Geschenke aufgebaut. Um 9 Uhr abends, nachdem ich den Tag kaum zu Atem gekommen, wurde ich ins Zimmer gerufen; es sollte „besichert werden“. Der Baum strahlte im schönsten Lichterglanz, ganze Berge von Paketen waren aufgestürmt für die Tochter des Hauses, für die „gnädige Frau“ und den „gnädigen Herrn“. Und, wo war denn mein Weihnachten? Es wurde mir gnädig gestattet, all die Herrlichkeiten — der anderen mit zu bewundern, und dann hieß es: „Und hier ist Ihr Weihnachten. Nehmen Sie ihn nur gleich mit runter in Ihre Kammer (die im kalten Keller lag), ich hoffe, daß Sie zufrieden sind.“ Ich weiß nicht, ob mein Mund gewohnheitsmäßig ein „Danke“ geflüstert, ich weiß auch nicht, wie ich die Treppen herunter und in meine Kammer gekommen bin, ich war so überrascht von der „Größe“ und „Herrlichkeit“ meines Weihnachtsgeschenkens, daß ich zunächst in meiner Verblüffung mich gar nicht fassen konnte. Man denke auch, was ich alles erhalten hatte. Einen Teller mit Nüssen, Äpfeln und einigen Braunkuchen, dazu einen Taler und bunten Baumwollstoff zu einem Hauskleid. In meiner kalten, kalten Kellerrammer angekommen, habe ich zunächst den „großen Weihnachten“ angestarrt, bis mich die Mut packte und ich die ganze „Besicherung“ in die Ecke regelte. Aber o weh! Das Aufschlagen des Tellers, der in tausend Stücke sprang, hatte die „Gnädige“ oben gehört; in böser Ahnung kam sie die Treppe heruntergestürzt und nun gab's ein Donnerwetter. Ei du meine Güte, regnete es da Rosenamen: freches Weibsbild, unverhämt Bagasche waren noch die gelindesten, und wie eine Furie stürzte sie wieder nach oben, um voller Entrüstung über meinen schwarzen Undank zu wettern.

Bei mir löste sich allmählich die Spannung und ein heftiger Tränenstrom machte meinem gepreßten Herzen Luft.

Aus den Fenstern des Nachbarhauses erscholl der Gesang der Kinder: „Stille Nacht, heilige Nacht!“

L. Z.

„O selig, o selig, ein Kind noch zu sein.“

O Eng an die Wand eines Hoteleinganges gedrückt steht ein kleiner Knirps von vielleicht 7—8 Jahren, seine blaugefrorenen Händchen halten mit Sicherheitsnadeln besteckte Karten feil und seine dünnen Arme sind mit Schnürsenkeln behangen. Mit schwachem, kaum vernehmlichem Stimmchen preist der kleine Mann seine Ware an. Auf Befragen erklärt der Kleine: Der Vater ist seit langer Zeit arbeitslos, die Mutter arbeitet bei fremden Leuten, zwei kleine Brüder und ein krankes Schwesterchen sind noch zu Hause.

„O selig, o selig, ein Kind noch zu sein!“

„O du fröhliche Weihnachtszeit.“

O Ein eisiger Nordwind segt durch die Straßen der Stadt und treibt die dünnen von der Promenade herübergewehten Blätter in tollem Wirbeltanz vor sich her. Die Passanten hasten und jagen — und vor den Kaufläden sammelt sich die schaulustige Menge, um all die Kostbarkeiten anzusehen und sich daran zu berauschen. Die Weihnachtsausstellungen mit all ihren Herrlichkeiten haben es groß und klein angetan; und wahrlich, sie verdienen es bestaunt zu werden, legen doch all die ausgestellten Gegenstände Zeugnis von der Intelligenz und Schaffenskraft der Arbeiterschaft und den großen technischen Fortschritten der Zeit ab. — Hier die eleganten Spitzenroben, die künstlerischen Ballblumen, dort die kostbare Spitzenbesetzte Wäsche, die herrlichen Kleider und Mäntel und die tausend anderen Artikel, die die Göttin Mode erfunden; sie alle werden von fleißigen Arbeiterhänden hergestellt. Die Ausstellungen der Heimarbeit haben gezeigt, welche kostbare Waren auch in der Heimindustrie gegen erbärmliche Löhne angefertigt werden. — Die Spielzeug-, sowie die Puppen- und Christbaum schmuck-Industrie weist wahre Wunderwerke auf, die das Auge der Kinder hell erglänzen machen, und doch sind alle diese Dinge unter den denkbar unwürdigsten Zuständen gegen Hungerlöhne hergestellt worden. Kinder, junge Proletarier, haben von früh bis spät bei Herstellung dieser Sachen die Hände geregt, oft sind sie vor Müdigkeit eingenickt, bis ein aufmunterndes Wort der Mutter oder ein rauher Stoß des Vaters sie aufrechte und sie wieder an ihre Arbeit trieb. — Die armen kleinen Lohnarbeiter lernen frühzeitig, wie die Arbeit, die ein Segen für die Menschheit sein sollte, zum Fluche für das Proletariat geworden ist.

Und doch kündigt in wenigen Tagen der eiserne Glockenmund: „O du fröhliche, o du selige, gnadenbringende Weihnachtszeit!“

„Den Menschen ein Wohlgefallen.“

O Vor der Druckerei des „Anzeigers“ sammeln sich täglich ein großer Teil arbeitsloser Proletarier, um möglichst früh die angebotenen Arbeitsplätze zu erfahren. Alle Altersklassen sind unter den Arbeitssuchenden vertreten; alte graubärtige, ausgemergelte Männer, denen die Sorgen die Wangen gefurcht und denen die Arbeit den Rücken gebeugt, suchen mit gierigen Augen nach Arbeitsgelegenheit, weil daheim Weib und Kind hungern. Die letzten Habseligkeiten sind bereits ins Leihhaus gewandert und — der Hunger tut weh.

Es sind allesamt Arbeiter, die von der Hand in den Mund leben, vom graubärtigen Alten bis zum jungen Burischen, dessen Augen feck und verwegen die Welt mustern sollten.

Die kapitalistische Gesellschaftsordnung hat sie alle als Ueberzählige während der herrschenden Wirtschaftskrisis aus der Arbeit gestoßen und sie damit samt ihren Familien dem Hunger und dem Elend überantwortet. Doch nicht genug damit, diese von der Hungerpeitsche getroffenen Menschen werden noch obendrein von den Satten der Gesellschaft, von den Drohnen, die sich ihre Lebensbedürfnisse von anderen erarbeiten lassen, verhöhnt.

Die Forderung der Arbeiterschaft auf Einführung einer Reichsarbeitslosen-Versicherung ist oft von den Wortführern dieser Klassen als eine Prämie auf die Faulheit bezeichnet.

Im Gegensatz zu den Satten der Gesellschaft bereitet die organisierte Arbeiterschaft Berlins, Leipzigs und anderer Orte, den Arbeitslosen mit ihren Kindern ein Weihnachtsfest, das getragen wird von der Solidarität der Arbeit. Und wie Sturmeskinder einer neuen Zeit werden in diesem Jahre die Weihnachtsglocken die Herzen erschüttern, gleichsam als Mahnung, wach und bereit zu sein. Die Arbeit frei zu machen und einer besseren Weltordnung die Bahn zu ebnet! Auf daß

„Friede auf Erden und den Menschen ein Wohlgefallen“ werde.